

scheint eine doppelte Grenzziehung ratsam: einmal im Hinblick auf eine kurzschlüssige apologetische Spekulation, die in jedem parapsychischen Phänomen eine Stärkung biblischen Wunderglaubens sieht, und zum anderen hinsichtlich einer voreiligen „Entmythologisierung“, die jeder religiösen Interpretation eines Wunders die historisch bedingte Fehldeutung eines parapsychischen Geschehens unterstellt. Parapsychologie hingegen ist immer noch Forschung an der Grenze, ihre Phänomene sind immer noch eine Enklave im Gefüge der Wissenschaft, ihre Wissenschaftlichkeit dokumentiert sie in der möglichst vorurteilsfreien empirischen Deskription ihres Gegenstandes. Solange sie noch keine befriedigenden funktionellen Abhängigkeiten zwischen ihren Phänomenen zu

beschreiben vermag und sie über keinen ausformulierten Methodenkanon verfügt, bleibt ihr Kontakt mit der Medizin auf das Stadium des bloßen Zuhörens und Informationsaustausches beschränkt. Ob parapsychologische Fragestellungen für die Medizin heuristisch fruchtbar gemacht werden können, bleibt — das hat die Konstanzer Tagung deutlich gemacht — zumindest für die nächste Zeit eine offene Frage. Denn dies würde seitens der Medizin bedeuten, daß ein seit über 100 Jahren eingeschliffener Methodenmonismus kritisch reflektiert und hinterfragt werden müßte; sollte dies geschehen, dann wäre tatsächlich in der ironisch-pointierten Formulierung E. Seidlers „ein kleines, aber echtes Wunder“ geschehen.

Eberhard Bauer

Interview

Erfahrungen mit der Gottesdienstreform

Ein Gespräch mit Regionalbischof Ernst Tewes

Genau vor 10 Jahren, im Februar 1964, begann mit der Einführung deutscher Lesungen die nachkonziliare Reform des katholischen Gottesdienstes. Über das, was aus dieser Reform geworden ist, die Desiderate, die offen bleiben, die Erfahrungen, die man positiv und negativ gemacht hat, und über die möglichen Konsequenzen, die wir daraus für die Gottesdienstgestaltung der nächsten Zukunft zu ziehen haben, sprachen wir mit dem Regionalbischof der Seelsorgsregion München, Weihbischof Ernst Tewes. Weihbischof Tewes, der gerade dieser Tage sein 40jähriges Priesterjubiläum feiert, ist Mitglied der bischöflichen Kommission für Liturgie. Geistig verwurzelt in der Schule Guardinis, gehört er in Deutschland zu den bahnbrechenden Erneuerern der Liturgiepastoral bereits in vorkonziliarer Zeit.

HK: Zehn Jahre nach Beginn der nachkonziliaren Liturgiereform kann man zu dem Eindruck kommen, diese sei komplikationsloser durchgeführt und in bezug auf den Gottesdienst auch komplikationsloser rezipiert worden, als man ursprünglich erwartete, und sie habe sogar ein gutes Stück weitergeführt, als man zu Anfang dachte. Ist dieser Eindruck aber nicht durch die Tatsache getrübt, daß der Gottesdienstbesuch gerade in den letzten Jahren stark zurückgeht?

Tewes: Die Neuordnung des Gottesdienstes ist ohne Zweifel im Ganzen in der Kirche positiv aufgenommen worden und hat der Frömmigkeit einen großen Dienst getan. Das bezeugen sämtliche diesbezügliche Umfragen — und das waren nicht wenige. Ob sie aber so problemlos vor sich gegangen ist, wie Sie gerade sagen, möchte ich etwas bezweifeln; denn es hat sich doch immerhin gezeigt, daß gerade sie auch zu schärfsten Antipositionen innerhalb der Kirche geführt hat. Das ist nicht verwunderlich. Denn beim Gottesdienst geht es um den Lebensnerv der Menschen. Ich erinnere nur an die scharfen, ja tragischen Auseinandersetzungen in der russischen Kirche im 17. Jahrhundert zwischen den sog. „Altgläubigen“ und denen, die sich damals für eine Neuordnung des Gottesdienstes in ihrer Kirche entschieden haben. Bekanntlich kam es darüber sogar zum Schisma. Und die ersten Annäherungsgespräche zwischen „Altgläubigen“ und der offiziellen russisch-orthodoxen Kirche konnten erst in unserer Zeit, vor zwei Jahren, stattfinden. Bei uns ist es — Gott sei Dank — zu solchen Schärfen nicht gekommen. Aber es ist keineswegs so, daß bereits alle ausgesprochenen und unausgesprochenen Antipositionen überwunden sind. Wir werden darauf achten müssen, daß wir noch viel mehr Zeit brauchen. Die Neuordnung soll ja in die geistig-geistliche Mentalität hineingehen. Dieser „zweite“ Schritt ist der heute vordringliche.

„Der Gottesdienst in der Muttersprache wurde entschieden positiv aufgenommen“

HK: An Gegenständen zwischen Extremen, zwischen solchen, die nicht nur das Latein in jeder Hinsicht für unentbehrlich hielten, sondern eigentlich jede Änderung an der Gestalt des Gottesdienstes ablehnten, und solchen, die selbst die Grundvollzüge für verfügbar und manipulierbar hielten, hat es nicht gefehlt. Man hat aber nicht den Eindruck, die Reform als solche sei ein Problem, eher sind wohl solche Tendenzen und Gruppen sich selbst ein Problem...

Tewes: Was Sie sagen, gilt auf jeden Fall für die Frage der Muttersprache. Ich glaube, daß beim weitaus größten Teil unseres sog. Kirchenvolkes, und zwar in allen Schichten, die Tatsache, daß der Gottesdienst in der Muttersprache gefeiert wird, nicht nur entschieden positiv aufgenommen, sondern daß daraus auch neuer Glaube und neue Frömmigkeit gewonnen worden sind. Ich bin mir durchaus bewußt, was ich da sage; ich sage das mit aller Differenzierung, auf die man hier nicht näher eingehen kann; auch mit dem Bewußtsein noch vieler Wünsche und manchen Defizits, das zu beobachten ist. Ich habe gerade in den Erinnerungen von Kardinal Frings gelesen. Es ist interessant, daß der frühere Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz ganz deutlich die Überzeugung äußert, die Muttersprache, und zwar die Muttersprache für die gesamte Feier der Messe, sei die Forderung der Zeit gewesen. Man merkt, daß er zunächst auch nicht gewußt hat, bis wohin der Weg führen würde und ob er gut ist. Die Konzilsväter insgesamt haben das, als sie die Liturgiekonstitution am 4. Dezember 1963 verabschiedeten, nicht genau gewußt. An der Schwelle zur „Verdeutschung“ des Hochgebets gab es dann ja auch ein Stocken des Papstes, bis nach längerem Atemholen der Weg freigegeben wurde. Insofern haben Sie auch recht, wenn Sie feststellen, die Gottesdienstreform habe weitergeführt, als man ursprünglich dachte oder plante.

HK: Aber diese in der Breite der Bevölkerung fast problemlose Rezeption scheint uns wenig Glück und dem Gottesdienst nicht genügend Ausstrahlungskraft gebracht zu haben. Oder wie könnte man sich sonst den besorgniserregenden Rückgang an Gottesdienstbesuchern gerade während der letzten Jahre erklären?

Tewes: Es ist sehr problematisch, zwischen Gottesdienstreform und schwindendem Gottesdienstbesuch Zusammenhänge herzustellen; und noch schwieriger ist es, den Rückgang zutreffend zu beurteilen. Es spielen eine Reihe ganz anderer Komponenten mit. Wir können sie hier nicht diskutieren. Die Liturgiereform vollzog sich ja nicht im luftleeren Raum. Sie wurde begleitet vom Ringen um ein gewandeltes Kirchenverständnis und brachte dieses Ringen selbst mit in Bewegung mitten in einem sich wandelnden Verständnis vieler anderer Lebensverhältnisse. Sie wurde verwirklicht in einer Phase z. T. scharfer inner-

kirchlicher Auseinandersetzungen, etwa um Reichweite und Grenzen kirchlicher Autorität und des Amtes. Diese Auseinandersetzungen färbten natürlich auf die Gottesdienstreform und auf ihre Rezeption durch die Gemeinden ab. Ganz sicher wäre es falsch, zu sagen: die Kirche habe nun ihren Gottesdienst neu geordnet und trotzdem gehe der Kirchenbesuch zurück. Ich vermute, daß man eher sagen muß: wenn die Neuordnung des Gottesdienstes nicht gekommen wäre, wäre der Rückgang des Kirchenbesuches noch größer. Aus kommender geschichtlicher Distanz wird man das wahrscheinlich sagen. Ich erinnere nur an das Wort des verstorbenen Meißener Bischofs *Otto Spülbeck* auf dem Konzil: Die Frage der Muttersprache und der Neuordnung des Gottesdienstes ist für uns in der Diaspora — und wer ist heute nicht in der Diaspora? — eine Frage auf Leben und Tod. Der Rückgang des Kirchenbesuches setzte übrigens mit stetig steigenden kleinen Prozentsätzen bereits in den fünfziger Jahren ein. Er hat sich jetzt erhöht, in manchen Gemeinden und manchen Städten sogar erheblich. Trotzdem meine ich, es ist eine ungeheure Sache, wenn etwa im Erzbistum München und Freising mit ca. 2,3 Millionen Katholiken Sonntag für Sonntag zwischen 550 000 und 600 000 Menschen sich in den Kirchen einfinden. Niemand treibt sie, keiner wird gezwungen, jeder weiß seine Freiheit zu wahren; und dennoch kommen sie Sonntag für Sonntag und sind bereit, zu hören und Gottesdienst zu feiern. Für jeden Verantwortlichen eine wahrhaft wichtige Sache!

HK: Es ist nicht Aufgabe dieses Gesprächs, gewissermaßen morphologische Details der gegenwärtigen Gottesdienstgestaltung zu diskutieren. Ist aber nicht ein Stück Entfremdung — sagen wir zwischen Ritus und Gemeinde — dadurch bestehengeblieben oder neu aufgebrochen, daß man zwar Riten vereinfacht, aber sehr unverständlich gewordene rituelle Elemente (Kuß, Händewaschung etc.) beibehalten hat? Verwundert ist man, daß die Reform die liturgische Kleidung fast ausgeklammert hat. Diese schafft mit ihrer überstrapazierten Symbolik Distanz zwischen Altar und Gemeinde und gibt — gestatten Sie diese Formulierung — dem Gottesdienst immer noch einen fast femininen Anstrich. Vergleichen Sie die Kleidung eines katholischen Geistlichen mit der eines evangelischen Pfarrers bei einer „ökumenischen“ Trauung oder denken Sie auch an gewisse immer noch herrschende Pontifikalgebräuche. Hat man hier nicht Halbes gemacht?

Tewes: Um bei dem letzten zu beginnen: Auch die Pontifikalriten werden vereinfacht und durchsichtiger geformt. Hier ist man an zuständiger Stelle noch in der Überlegung. Sie sprechen von der liturgischen Kleidung und einer etwaigen Änderung. Die Bischofskonferenzen haben die Möglichkeit, auch in dieser Sache, wenn notwendig, eine Anpassung vorzunehmen. Aber lassen Sie mich grundsätzlich etwas sagen: Feminin hin oder her — hier scheinen die Ansichten schnell zu wechseln. Ich brauche nicht auf Beispiele in der Gesellschaft unserer Tage hin-

zuweisen. — Übrigens ist Ihnen sicher nicht entgangen, daß die „femininen“ Spitzen verschwunden sind; daß es nicht erst seit gestern künstlerisch und farblich sehr wohl-tuende Paramente gibt. Sie tragen ohne Zweifel zur Fest-lichkeit des Gottesdienstes bei, der ja nicht triste sein darf. Um auch kurz zu Ihrem Hinweis auf den Pastorentalar etwas zu sagen: Viele evangelische Pastoren sind darüber gar nicht glücklich. — Die liturgische Kleidung — wie immer sie im einzelnen aussehen mag — hat anzuzeigen, daß es sich beim Gottesdienst um eine Versammlung von Menschen handelt, in deren Mitte etwas geschieht, was anderer Art ist gegenüber dem, was sonst zu geschehen pflegt. Dem muß Ausdruck und Sichtbarkeit verliehen werden. Nicht Entfremdung, aber wenn Sie wollen, die von der Sache her geforderte „Verfremdung“ gegenüber allem übrigen Tun muß angezeigt werden. Außerdem zeigt es deutlich an, daß der Zelebrierende nicht seine eigene Sache zu tun und zu vertreten hat, sondern zurück-tritt in seiner Subjektivität und Diener eines anderen ist. Besteht nicht ein Zusammenhang zwischen der Abneigung gegen liturgische Gewandung und dem penetranten Sub-jektivismus, der uns im Gottesdienst so zuwider ist?

HK: Die Abneigung gegen liturgische Kleidung teilen wir nicht. Wir meinten nur, daß ihre Reformbedürftigkeit auf keinen Fall unterschätzt werden darf. Aber viel wichtiger erscheint uns ein anderes Problem, das ebenfalls reform-immanent zu sein scheint und auch etwas mit dem Rück-gang des Gottesdienstbesuchs zu tun haben könnte. An-stelle von mehr möglich gewordener Kommunikation scheint sich da und dort wieder ein neuer Rubrizismus einzustellen, der Junge nicht anzieht und Alte aus der empfundenen Entfremdung nicht löst. Es gibt Pfarreien, in denen der Rückgang der Gottesdienstbesucher bei den Älteren sogar größer ist als bei den Jüngeren . . .

Tewes: Das wird man nicht generalisieren können. Ich selbst habe in der Zeit, in der ich Pfarrer war, andere Er-fahrungen gemacht. Ich hatte in der Pfarrei relativ viel mit alten Leuten zu tun und konnte feststellen, daß ge-rade sie, wenn sie in die Unmittelbarkeit des Gottesdien-tes hineingeführt wurden, beglückt waren. Sie fanden in der Kirche neue Heimat. Das waren einfache Men-schen. — Zur Kommunikation: Hier sind neue Aufgaben gestellt. So etwas will gekonnt sein. Unsere Erfahrungen sind noch zu gering. Das ist sicher: Kommunikation im Gottesdienst wird nicht nur durch Worte, schon gar nicht durch viele Worte. Die Grund-Kommunikation im Gottes-dienst ist der sich den Seinen gewährende Herr, ist *die Realisierung des Glaubens der Versammelten*. Das stellt ganz spezifische Fragen. Etwa: Wie eröffne ich den Got-tesdienst, so daß die Menschen im Kirchenraum eine so glaubende Gemeinde werden, und zwar innerhalb kurzer Zeit? Diese Fragen, die ja auch theologischer Natur sind, sind früher nie erörtert worden, weil sie als Aufgabe in dieser Weise nicht gestellt waren. Alle anderen Fragen der Kommunikation kommen danach.

„Ich glaube nicht an die Symbolunfähig-keit des Gegenwartsmenschen“

HK: Wenn es auf der einen Seite ein Sichfestklammern an die neuen Rubriken bei fortdauerndem Mangel an Kommunikation gibt, gab es in den letzten Jahren auf der anderen Seite einen Übereifer mit frei floatenden, nicht immer gelungenen Experimenten. Man hat aber den Eindruck, der Höhepunkt dieses Experimentierens sei bereits überschritten. Wie kommen wir jetzt, ohne der Lethargie zu verfallen, zu einer neuen Balance?

Tewes: Ich meine, daß sich eine Stabilisierung abzeichnet. Das illegitime Experimentieren hat Widerwillen hervor-gerufen. Ich weiß, daß das eine schwere Belastung der Liturgiereform ist. Daß es weltweit so ist, entschuldigt nicht. Man hat die Erfahrung gemacht, daß das den Got-tesdienst korrumpiert. Auch die Experimentierer haben erfahren, daß es sehr schwer ist, „aus dem Stand“, im Eigenfabrikat sozusagen, etwas herzustellen, was den Gottesdienst der Kirche oder auch nur dem Gottesdienst der konkret versammelten Gemeinde entspricht und mehr ist als ein guter oder schlechter Einfall eines einzelnen. Jedenfalls muß die Grundordnung unseres Gottesdienstes, wo sie gefährdet ist, schnellstens wiederhergestellt werden. Sie ist ein Schutzwall. Das ist das erste. Das zweite: Alle haben neu die Erfahrung gemacht, daß Liturgie die Möglichkeit eröffnet, in einen Rahmen einzutreten, und zwar ohne Anstrengung. Hier zeigt sich ein Wesensele-ment des Gottesdienstes: *daß er vorgegeben ist*. Weil man das übersehen hat, kam es zu den Verkrampfungen des Moralisierens und des Aktionismus. Hoffentlich ist diese Zeit vorüber. Was da geschah, ist nicht legitim. Der Über-druß der Gemeinden an dieser Art ist offenkundig. Zum Wesen des Liturgischen und zum Wesen einer Gemeindefrömmigkeit gehört es, daß die Gemeinde im Gottesdienst Kontinuität erfährt und sich darin wiederfindet. Es wider-spricht dem liturgischen und dem allgemeinen mensch-lichen Grundgesetz, wenn man meint, die Gemeinde müsse in jedem Sonntagsgottesdienst mit Neuheiten überrum-pelt werden. Dagegen meldet sich, worauf unter keinen Umständen verzichtet werden kann: die Kontinuität der Grundstruktur, auch die Kontinuität der Formulierung des stets Gleichen. Kontinuität ist wichtiger als Wechsel, wobei durchaus die je andere Situation berücksichtigt werden kann und muß. Dazu geben die neuen und sehr viel-fältigen Formulare eine große Möglichkeit von Flexibili-tät, die es in der alten Ordnung nicht gegeben hat. Dieses freie Feld ist noch gar nicht genutzt.

HK: Können solche Versuche nicht ein Stück weit erklärt werden aus dem Bemühen, mit der vielfach beklagten Symbolunfähigkeit des Gegenwartsmenschen fertig zu werden, der sich daran gewöhnt hat, die Welt der Gegen-stände nicht als Zeichen erfahrener Transzendenz, sondern als Material seiner „Selbstverwirklichung“ anzusehen? Positiv gefragt: Wie können wir zu neuen Symbolgestal-

ten kommen, in denen durch Sichtbares Unsichtbares, durch Zeichen und Wort Sakrament und Transzendenz (eschatologisch) neu erschlossen werden?

Tewes: Der gute Wille bei vielen dieser Versuche soll nicht gezeugnet werden. Das sage ich vor allem im Hinblick auf so manchen Jugendseelsorger, der ehrlich unter Aufbietung aller seiner Kräfte versucht, wenn schon keinen Zugang, so doch wenigstens einen Spalt offenzuhalten oder offen zu machen. — Ich glaube aber nicht an die Symbolunfähigkeit des Gegenwartsmenschen. Wer ist das überhaupt: „der Gegenwartsmensch“? Guardini hat in seinem Brief an den Liturgischen Kongreß in Mainz 1964 bekanntlich die Frage nach der Symbolfähigkeit heute gestellt. Seine Frage wurde und wird immer wieder dahin interpretiert, als hätte er die Sache verneinen wollen. Das stimmt nicht. Ich bin dankbar, daß Sie mir durch Ihre Fragestellung Gelegenheit geben, hier das klarzustellen, wie ich es früher an anderer Stelle schon einmal getan habe. In einem Gespräch, das ich eigens wegen dieser Frage mit ihm geführt habe, hat er betont, seine Frage hätte die Symbolfähigkeit nicht verneinen, sondern auf die Sache aufmerksam machen wollen. — In dem Maße der Mensch heute — auch der junge Mensch — sich auf die Suche nach Sinn macht, wird er und werden seine Sinne wieder wach für Symbole, für einfache, menschliche. Ich rate jedem, der zweifelt, nach Taizé zu gehen. Dort wird er Jugend aller Gattungen und Nationen treffen, die sich, auch als Christen, auch als eine solidarisierte Generation an einfachen Symbolen erkennen und sie ernst nehmen und damit leben. Auch die Meditation macht symbolfähig. Hier hilft die eine Sache der anderen.

HK: Jeder Gottesdienst lebt aus einem nicht nur anthropologischen, sondern theologischen Vorverständnis. Ist es nun nicht so, daß die Liturgiereform begleitet war von einer mentalen Verschiebung a) vom Kultischen ins Soziale und b) von dem, der Gottesdienst und Gemeinde stiftet, nämlich von Gott und seinem Mittler Jesus Christus, zur Gemeinde als solcher?

Tewes: Diese Verschiebungen waren unabhängig von der Liturgiereform. Sie wurden z. T. durch neutestamentliche Studien verursacht; ebenso durch die allgemeine Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Welt. Manches Unsinnige und Verwirrende ist in dieser Sache gesagt und geschrieben worden und hat auch hier und dort Eingang in den Gottesdienst gefunden. Ich hoffe mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, daß sich hier eine Klärung der Fragen angebahnt hat; daß falsche Alternativen nun auch als solche erkannt werden.

HK: Ist aber die zweite Entwicklung, daß die Gemeinde im Gottesdienst mehr um sich selber kreist und mehr um menschliche Selbstdarstellung als um den sakramentalen Vollzug bemüht ist, u. U. nicht nachhaltiger und folgenreicher als die falsche Alternative Kultisch-Sozial?

Tewes: Wenn eine Gemeinde um sich selbst kreist, liegt sie falsch. Ich weiß, daß es solche Vorstellungen gibt. Die Gemeinde ebenso wie die ganze Kirche ist offen zu Gott hin (im Wort und Sakrament) und zur Welt hin (ihr christliches Engagement). Zu beiden Seiten hin muß sie sich vergessen können und aus sich heraustreten.

HK: Man hat den Eindruck, es gebe speziell in der Eucharistiefeier noch eine weitere durch das Vorverständnis bedingte Gewichtsverschiebung. Während man früher in fast magischer Weise nur vom Opfer sprach, erschöpft sich die Eucharistiekatechese gegenwärtig nicht selten in der Betonung des Mahlcharakters.

Tewes: Die Kirche hat niemals, selbst nicht in den spekulativsten Überlegungen der Theologie des Hochmittelalters über das *Sacrificium missae*, aus den Augen verloren, daß das Meßopfer in der Gestalt des Mahles vor sich geht. Sie hat vom Altar geredet, hat aber nie vergessen, daß der Altar eine Mensa ist, ein „Tisch“ also, um den die Gemeinde sich versammelt. Sie hat nie aufgehört von der *Coena Domini*, vom Herrenmahl, zu reden. Die Ablehnung des Opfers im Mahlgesehen durch die Reformatoren und die reformatorische Theologie hat freilich noch einmal zu einer ganz starken Betonung des Opfers in Theologie, Frömmigkeit und Katechese geführt. Nun entdeckt man im Zuge der Erneuerung der Liturgie, die ja schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg begonnen hat, im dialektischen Verhältnis dazu den Mahlcharakter der Eucharistie aufs neue. Wie es bei Neuentdeckungen meist zu gehen pflegt, schlägt das Pendel nach der anderen Seite aus. Es scheint so zu sein, daß manche, vor allem Jüngere, Inhalte, die *unabdingbar* zur Eucharistie gehören, aus den Augen verlieren, ohne sie ausdrücklich leugnen zu wollen. Von ihrem Erfahrungsbereich her vermögen sie mit Opfer zunächst wenig anzufangen. Aber auch hier bahnen sich neue Verständigungs- und Verständnismöglichkeiten an. Außerdem darf die Dimension der Anbetung, der Verherrlichung und des Lobes Gottes nicht unterschlagen werden. In dieses „Opfer des Lobes“ (*berakha*) ist die Eucharistie seit ihrer Stiftung durch Jesus eingebettet. Sie darf nicht eindimensional eingeebnet werden. Jedenfalls stellt sich hier eine sehr wichtige pastorale Aufgabe. Wie ich dann in der Kinderkatechese zum Verständnis der Eucharistie führe, wo ich einsteige und wie ich weiterbaue, ohne etwas zu unterschlagen, ist dann nochmals eine eigene Sache.

„In der Eucharistie werden die letzten Existenzansprüche vor Gott gestellt“

HK: Unabhängig von Ihrer Antwort möchten wir die Frage nochmals anders stellen, weil sie uns wichtig erscheint. Verstellt man sich mit der Strapazierung des Mahlcharakters der Eucharistie, der ja nun als Form, in der sich Eucharistie vollzieht, in der Praxis ohnehin nur sehr annä-

hernd realisiert werden kann, nicht den Zugang zu dem, was sich in der Messe für den Glaubenden eigentlich erignet: die sakramental-reale Vergegenwärtigung des Erlösungswerkes Christi, in dem alle christliche Nachfolge grundgelegt ist? Wir können uns vorstellen, daß sich diese Wirklichkeit Jugendlichen schwer erschließt, aber schließlich ist es die Mitte unseres Glaubens, und wir möchten meinen, daß gerade unter dem Aspekt der Nachfolge auch neue Zugänge zum Opfer erschlossen werden können.

Tewes: Es gibt natürlich Jugend und Jugend — die Jugend gibt es genauso wenig wie es die Erwachsenen oder die Pfarrgemeinde gibt. Ich glaube, daß es innerhalb der Jugend neu aufbrechende Strömungen und Anhaltspunkte gibt für das, was Sie eben gesagt haben. Ich deutete es eben bereits an. Die Jugend, die wir jetzt meinen, hat Verständnis gerade dafür, die Existenz für Größeres, als sie selbst ist, einzusetzen. Da scheint mir auch das Verständnis zu wachsen für die Hingabe Jesu und für die Nachfolge in der Hingabe Jesu, für das Opfer. Damit sind wir schon mitten drin in dem, was eigentlich *Sacrificium missae*, was Opfer heißt. Wenn innerhalb des eucharistischen Gottesdienstes der Mitvollzug der Hingabe Jesu und das Wagnis, die Hingabe Jesu mitzuvollziehen, nicht in den Blick gerät und nicht vermittelt wird, in den Hintergrund gerät oder gar keine Rolle mehr spielt, sondern etwas ganz anderes, dann ist das ein nicht gutzumachender Ausfall von Wesentlichem. Denn das ist ja der Anspruch, der an die Eucharistie feiernde Gemeinde gestellt wird. Hier liegen pastorale und spirituelle Aufgaben, die äußerst aktuell sind. Manche Gemeinde wird man wieder dahin führen müssen, zu verstehen, daß nicht nur gegessen und getrunken wird, sondern daß in der Eucharistie die letzten Existenzansprüche vor Gott gestellt werden, eben das, was Sie mit Opfer gemeint haben. Eucharistie feiern ist in der Tat eine sehr anspruchsvolle Sache. Und trotzdem muß das Zeichen des Mahles in der Eucharistie, das ja mit dem eschatologischen Vollendungsmahl etwas zu tun hat, verdeutlicht bleiben.

HK: Liegt dann aber, um an Ihren vorletzten Satz anzuschließen, die Kirche richtig, wenn sie in den letzten Jahrzehnten nicht nur den Zugang zur Eucharistie in jeder Hinsicht „erleichtert“ hat, sondern fast unterschiedslos zum häufigen und häufigsten Kommunionempfang auffordert? Sind wir damit nicht auf dem besten Weg, ähnlich wie früher durch die tägliche Einzelzelebration des Priesters jetzt durch einen Automatismus der Gläubigen die Eucharistie zu entwerten?

Tewes: In der Tat ist das ein ernstes Problem. Hier hat sich Unbehagen eingestellt. Diese Entwicklung muß erörtert werden. Wir erinnern uns noch der Zeit, da jeder Kommunionempfang strikt an die Beichte gebunden war und damit natürlich selten wurde. Das wurde allmählich durchbrochen. Mit Recht. Nun muß man sich ernsthaft fragen, ob nicht neue Überlegungen einsetzen müssen.

Besonders bei Kinderkommunionen überkommt manchen Geistlichen ein großes Unbehagen, wenn man „im Kollektiv“ die Kommunion empfängt. Mir geht es auch bei manchen Bischofsgottesdiensten ähnlich. Hier steht eine ernste Frage an, der nicht ausgewichen werden kann.

HK: Gehört zu den Fragen, die neu einzubringen sind, nicht auch das Verhältnis Eucharistie und Buße? Wir meinen damit natürlich nicht nur die auch jetzt wieder bekräftigte Individualbeichte, auch nicht das Bußsakrament allein, sondern die gesamte Bußpraxis von der Frühbeichte bis hin zur Gewissensbildung bei Kindern und Jugendlichen . . .

Tewes: Im Augenblick wird an manchen Orten die Frage des Beichtalters diskutiert; wichtiger ist die einer gründlichen Gewissensbildung von klein an. Ich bin kein Fachpädagoge und kann auch nicht fachmännisch mit pädagogischem Wissen reden. Aber man kann manchmal den Eindruck gewinnen, daß wir das, was die eigentliche Voraussetzung von Buße und Bußsakrament ist, die personale Gewissensbildung nämlich, vernachlässigt und auf das Sakrament hin verkürzt haben. Es müßte eine sehr breite, gestufte und phasengerechte Gewissensbildung beim Kind und beim Jugendlichen angestrebt werden. Es müßte mit den Eltern besprochen werden, wie dies in der Familie vor sich geht und welche Einstellung aller es verlangt. Ich weiß, wie schwer und beschwerlich das ist.

HK: Hieße das konkret dann nicht Intensivierung der Gewissensbildung gerade auch in der Hinführung zu Kommunion, aber Verlegung der Erstbeichte in ein Alter, in dem das Verhältnis von Erkenntnis, freiem Willen und Verantwortung so weit gereift ist, daß das Bußsakrament in seiner ganzen Ernsthaftigkeit auch bewußtgemacht und bewußt vollzogen werden kann? Es wird sich dann natürlich die Frage stellen, wie viele Jugendliche in diesem Alter noch „erreichbar“ sind. Aber mit der einmaligen Beichte von Neunjährigen (ob vor oder nach der Erstkommunion) ist es noch weniger getan . . .

Tewes: Nein, damit ist es sicher nicht getan. Jeder müßte seinem Alter entsprechend erfahren können, wie und wo das Bußsakrament seinen Sitz im Leben hat. Wir haben hier in letzter Zeit gute Erfahrungen bei Firmvorbereitungen mit 13- bis 14jährigen gemacht. Allerdings geht es nicht ohne langsames Aufschließen und gutes Begleiten.

„Jeder Gottesdienst muß aus Meditation wachsen und zur Meditation führen“

HK: Unter diesem Gesichtspunkt, aber nicht unter diesem allein, stellt sich auch die Frage, ob die im Zuge der Liturgiereform erfolgte, wenn auch völlig unbeabsichtigte Einengung des gottesdienstlichen Vollzugs fast ausschließlich auf die Eucharistie nicht zu einer Verarmung des gottesdienstlichen (und sakramentalen) Lebens führt.

Tewes: Eine wichtige Frage und eine wichtige Sache. Alle Pastoraltheologen und auch alle einsichtigen Seelsorger sind sich darüber einig, daß hier eine viel größere Auflockerung stattfinden müßte. Es gibt *die Möglichkeit* vielfältiger Formen des Gottesdienstes. Eine Gemeinde und die Kirche insgesamt muß auch *faktisch* aus vielfältigen Formen des Gottesdienstes leben. Die Einengung auf Eucharistie ist eine Verarmung. Man kann sich nicht nur auf dem Gipfel bewegen. Ich denke an andere Gottesdienste: an Vespren, an Wortgottesdienste. Vielleicht haben wir für Wortgottesdienste noch nicht die richtige Atmosphäre, die rechte „Wärme“ gefunden. Ich bin aber der Überzeugung, daß mit dem neuen deutschen Einheitsgebetbuch im kommenden Jahr sich auch da neue Chancen bieten werden.

HK: Sie plädierten, wenn ich Sie richtig verstanden habe, vorhin für eine Stärkung der meditativen Elemente im Gottesdienst. Aber hat man mit einer starken Verbalisierung des Gottesdienstes zunächst nicht eher das Gegenteil erreicht, einen recht wenig meditativen Wortreichtum? Und ist nicht unsere ganze Lebensführung, auch die der Geistlichen, eher meditationsfeindlich?

Tewes: Damit haben Sie recht. Es gibt viel Geschwätzigkeit und einen Trend zum vordergründigen Moralisieren, der damit zusammenhängt. Man braucht sich nur die Fülle selbstgemachter Fürbitten anzusehen, in denen nur leer geredet wird, obwohl der Gottesdienst die Pflicht auferlegt, sehr vorsichtig mit der Sprache umzugehen. Die knappe, diskrete, nicht vergewaltigende Sprache scheint geradezu ein inneres Gesetz der Liturgie zu sein. Liturgie soll einen Raum öffnen, in dem der Christ und die Gemeinde in die Begegnung mit Gott kommen. Dazu ist es wenig hilfreich, die Menschen mit Worten zu überschütten und sie andersherum doch wieder unter Leistungsdruck zu setzen, daß ihnen der Atem ausgeht. Das ist eine schlimme Pervertierung des Gottesdienstes. Wenn man das bis zu den theologischen Konsequenzen zu Ende denkt, ist es sogar eine Pervertierung des Christlichen überhaupt, das nicht aus Aktion und Leistung, sondern aus der Gnade lebt. Gottesdienst ist Feier der Mysterien, die eine zurücktretende, auf Gott weisende Sprache und Haltung verlangen — und viel Schweigen.

HK: Aber wie läßt sich Meditation gottesdienstlich verwirklichen und wie bringen wir mehr meditativ geprägte Gottesdienste den Zeitgenossen so nahe, daß sie merken, daß es dabei auch um sie selbst geht?

Tewes: Zunächst einmal ist unbestritten, daß jeder Gottesdienst, auch der eucharistische, aus Meditation wachsen und zur Meditation führen muß. Mehr Raum zur Stille etwa beim Bußakt, nach Lesung und Homilie. Die liturgischen Texte selbst müssen so gesprochen sein, daß sie zur Meditation hinführen; aus der realisierenden Stille

kommend, zur realisierenden Stille für alle. Die „Sabbatruhe“ Gottes, seine Ruhe und Freiheit muß sich im Gottesdienst einsenken können. Man darf jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß es sich bei der Feier der Eucharistie um einen öffentlichen Akt vor Gott handelt, der ohne gesprochenes Wort nicht möglich ist, sondern danach verlangt. Aber wenn dort noch so viel gesprochen wird, darf Gottesdienst niemals Betrieb und Ablauf sein, sondern begegnende Stille. Außerdem: Der Glaubende kann im Gottesdienst Gott nur begegnen, wenn er sich mit allen seinen menschlichen Vollzügen für Gott frei machen kann; wenn Kräfte des Gemüts, des Fühlens und Strebens ebenso in Bewegung kommen wie die Kräfte des Denkens und Nach-Denkens. Wer am Gottesdienst teilnimmt, muß vor allem die Erfahrung machen, angenommen zu sein von Gott und der Gemeinde, ohne Leistungsdruck. Er muß verweilen können, wissend, daß er seinen Alltag im Glauben nur bewältigen kann, wenn er aus diesem Raum der geschenkten Begegnung lebt. Alles das stellt zwar hohe, aber ebenso einfache menschlich-geistliche Forderungen an die Feier, besonders an den zelebrierenden Priester und an sein geistliches Verhältnis zu den Menschen und zur Feier der Eucharistie. — Darüber hinaus muß es auch außerhalb der Eucharistie Gelegenheit zur Meditation geben. Hier in St. Michael, in der Fußgängerzone, halten wir seit einigen Wochen um 5 nach 5, unmittelbar nach Büroschluß, eine 10-Minuten-Meditation. Wenig Worte, Ruhe, Stille, Zu-sich-Kommen, das Eigentliche wahrnehmen. Das nur als Beispiel. Warum nutzt man in Städten und einzelnen Gemeinden nicht die Möglichkeit einer häufigeren kirchenmusikalischen Meditation am Abend? Daß sich in unseren Tagen *außerhalb* des Gottesdienstes der Kirche Meditation ansiedelt, daß selbst von Haus aus gläubige Menschen sie nicht *in* der Kirche, sondern anderswo suchen, sollte uns allen sehr zu denken geben.

HK: Wird man aufgrund des Tages- und Wochenrhythmus solche ergänzenden Gottesdienste, wenn man mehr Bevölkerung erreichen will als nur kleine Gruppen von „Eingeweihten“, nicht fast ausschließlich auf das Wochenende und auf den Sonntag verlegen müssen?

Tewes: Während der Woche wird man wohl immer nur kleinere Gruppen ansprechen können. Der Tagesablauf ist kompliziert und anstrengend, so daß am Abend oft nur noch das Bedürfnis bleibt, auszuspannen . . . Aber es muß das Angebot geben für die, die es suchen. Es muß solche Stellen geben. Oasen der Wüste. Wer will denn wissen, wie viele davon leben? Und wer sagt denn, daß die Zahl nicht auch wachsen kann? Zudem sollte gerade in diesem Bereich niemand der Faszination der Zahl verfallen. Die wenigen stehen für die vielen.

HK: Die Angestrengtheit würde uns nicht schrecken. Aber ist, jedenfalls für den Berufstätigen, der Tagesrhythmus, und sei er auch nur durch Konvention, nicht sehr starr geworden? Ihn zu durchbrechen setzt eine zusätzliche

Anstrengung voraus, die auch zu profanen Zwecken nur schwer gelingt . . .

Tewes: Das meinte ich ja. Dazu ist auch folgendes zu bedenken: Die meiste Berufstätigkeit ist eintönig oder einseitig. Wer den ganzen Tag in einem engbegrenzten Sektor gearbeitet hat, als Bankangestellter etwa oder gar als Arbeiter, für den beginnt daheim in der Familie erst eine „Ganzheitswelt“, also, wenn Sie wollen, das volle Menschsein. Diese Ganzheitswelt nach einer Stunde wieder zu verlassen erfordert ein Maß an Motivation, das normalerweise nicht vorausgesetzt werden kann. Darunter leiden, bei allem Interesse im einzelnen, auch unsere kirchlichen Veranstaltungen und Bildungsmaßnahmen. Das Bedürfnis, am Abend nicht mehr vor die Tür zu gehen, ist groß. Das kommt, neben anderen Gründen natürlich z. B. von Fernsehsendungen, vom Zwang des Tages, der wenig schöpferische Eigenständigkeit zuläßt.

„Da hilft nur eine eiserne Prioritätenliste“

HK: Bedeutet das nicht, daß wir von der strikten Anwendung des Sonntagsgebots, wie wir es bis heute verstehen, abkommen und Gelegenheit geben müssen, am Samstagabend oder auch sonntags neben eucharistischen Gottesdiensten auch solche Wort- oder Meditationsgottesdienste anzubieten?

Tewes: Hier bedeutet Unterscheidung alles. Die Gemeinde versammelt sich am Sonntag zur Feier des Todes und der Auferstehung des Herrn. Das tut sie seit ihren ersten Anfängen und wird es nicht drangeben, ohne sich selbst zu verleugnen. Die Kirche feiert am Sonntag Ostern. Das hält sie zusammen. Das ist ihre Hoffnung und der Grund ihres Festes. Das ist das Erste. Mir scheint es heute wichtig zu sein, das klar und eindeutig zu sagen. Ohne Not ist das nicht austauschbar gegen etwas anderes. Dann ist eben Not, und die sucht andere Wege. Die Eucharistie hat ja den Wortgottesdienst, und sie muß den Raum der Stille freigeben. Das Zweite ist das: Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß der größere Teil der getauften Christen nicht an der sonntäglichen Eucharistiefeyer teilnimmt. Unter ihnen gibt es solche, die weder mit ihrem Leben noch mit dem Glauben, erst recht nicht mit der Kirche zurechtkommen. Andererseits möchten sie aber auch nicht brechen. Sie halten einen kleinen Zipfel fest. Der sakramentale Gottesdienst ist ihnen fremd und zu „hoch“ und für sie nicht erreichbar. So bleiben sie weg, Jahr für Jahr, und flüchten sich zu irgendeiner Stunde in einer fremden Stadt einmal in eine Kirche. Sie sind unsere heutigen Katechumenen. Sie fragen, was es mit Jesus auf sich hat. Sie hoffen, von der Kirche noch etwas zu erfahren, was mit ihrem Leben zu tun hat. Müßte es für sie nicht einfache, nichtsakramentale Gottesdienste geben? In den Städten, in denen Paulus predigte, gab es neben der Eucharistiefeyer der schon bestehenden Gemeinde die „missionierende“, d. h. glaubensgründende Zusammen-

kunft und Predigt. Ob das nicht heute auch unter uns notwendig ist? Eine einzelne Gemeinde ist dabei überfordert. Ob es aber nicht im Zentrum unserer Städte solche Gottesdienste geben müßte? Wir brauchen neue Formen der Grundevangelisation. Ich halte allerdings nicht viel von denen unter uns, die vor der Feier der Eucharistie erst ihre „seelische Temperatur“ messen, um herauszubekommen, ob sie „eucharistiefähig“ sind. Hier müssen wohl verschiedene Verkrampfungen gelöst werden. „Geistige Lockerungsübungen“ wären hier angebracht.

HK: Das wären Gottesdienststarten für Suchende und Fragende, für nicht voll Partizipierende oder für solche, die in ihrem Gewissen überzeugt sind, daß in ihrer konkreten Situation ein nichteucharistischer Gottesdienst das Angemessene sei. Aber müßte die Kirche schon ihrer Verkündigung wegen nicht auch andere gottesdienstliche Begegnungen — wir denken an Taufe und Bußfeiern, aber auch an Beerdigungen — bewußter gestalten?

Tewes: Das meine ich auch. Durch die gesamte Neuordnung des Gottesdienstes und der Sakramente, auch durch den neuen Ritus der Beerdigung, sind dazu große Tore aufgestoßen worden. Es gibt eigentlich keinen gottesdienstlichen Vorgang mehr, in dem nicht wenigstens in einigen kurzen Sätzen das Wort Gottes erklingt, das auch, wenn auch nur kurz, erläutert werden sollte. Früher hat es das in dieser Form nicht gegeben. Das große Problem ist nur, daß die Priester aufgrund unseres Priestermangels so unter Arbeitsdruck stehen können, daß der ruhige Raum, der Raum für die gute Meditation aus der Mitte des Glaubens heraus eine schwierige Sache wird. Aber nur so kann Evangelium verkündet werden, daß es die Menschen erreicht, nur so wird Glauben geweckt. Unsere Geistlichen kämpfen wie viele mit dem Terminkalender und sind von Stunde zu Stunde gefordert. Sie werden sagen, da hilft nur eine eiserne Prioritätenliste . . .

HK: Ja, eine eiserne Prioritätenliste, die vielleicht die zeitgemäße Form priesterlicher Askese wäre und eine optimale Organisation der freiwilligen und hauptamtlichen Mitarbeiter. Aber vielleicht ist auch noch ein drittes möglich: Warum soll im Gottesdienst nicht auch gelegentlich ein Laie aus der Gemeinde heraus das Wort Gottes auslegen oder bei einer Beerdigung ein Trauergast ein geistliches Wort sagen? Es gibt doch da und dort Leute mit etwas ursprünglicher Erfahrung . . .

Tewes: Ich halte ein solches Zeugnis für möglich, manchmal für angebracht. Bischofskonferenz und Synode haben dazu das ihrige ja gesagt. Wir sind es in unseren Gottesdiensten nicht gewohnt. Aber es könnte eine Verlebendigung des Gottesdienstes sein. Wir stehen da ganz am Anfang. In den Meßfeiern in Gruppen bekommt es in Form des Glaubensgesprächs, eingebettet in die Verkündigung, wieder einen Ort. Kürzlich war ich an einem Sonntag in einem Gesprächskreis junger Männer, die drei

Tage Besinnung gehalten hatten, während dieser sich auch einer von ihnen, der noch nicht getauft war, auf die Taufe vorbereitete und getauft wurde. Das überwältigende Erlebnis dieser Tage war, wie sie zum Schluß sagten, daß sie frei und selbstverständlich über ihren Glauben reden und ihre Erfahrungen darin austauschen konnten. Es wäre für eine neue Grundlegung des Glaubens ungemein wichtig, daß die am Gottesdienst Teilnehmenden nicht nur das Glaubenszeugnis des Geistlichen erfahren, sondern daß es auch möglich ist, das Glaubenszeugnis untereinander auszutauschen und Stellen dafür zu schaffen. Was die Prioritätenliste angeht, so werden die meisten Geistlichen nur noch mit einer solchen eisernen Askese „überleben“ können.

HK: Man neigt gegenwärtig sehr dazu, die Eucharistie in den kleinen Kreis zu tragen oder auch in die Familie einzubringen. Von Fall zu Fall mag das gut sein, obwohl wir uns fragen, ob die Messe, gerade weil sie die Mitte der Kirche ist, nicht ihren eigentlichen Platz in der Gemeinde als Kirche am Ort haben muß. Aber bieten nicht andere sakramentale und nichtsakramentale Gottesdienstformen wie — die eben genannten — Taufe, Beerdigung, aber auch Gruppenmeditationen eine hervorragende Möglichkeit der Glaubensweckung oder Glaubensvertiefung durch Liturgie in der Gruppe?

Tewes: Sie nennen bereits eine breite Skala einzelner Formen und Gelegenheiten. Von einigen sprachen wir schon. Daß es sie *alle* schon gibt, natürlich an verschiedenen Orten und mit verschiedener Intensität, ist mir ein Zeichen der Hoffnung. — Sie fragen nach der Eucharistie im kleinen Kreis, in der Gruppe, gar in der Familie. Dahinter *kann* sich ohne Zweifel das Zurückziehen in die „warme Stube“ der privaten, sympathisierenden Kleinstgemeinde verbergen, die unter sich bleiben möchte. Diese Mentalität müßte aufgebrochen werden. Die Kirche, die Gemeinde und ihr Gottesdienst ist vom Wesen her „öffentlich“, auf das Ganze der Welt bezogen. Eucharistie im kleinen Kreis, der grundsätzlich offen sein muß, kann es nur geben in Beziehung zum Gottesdienst der Gesamtgemeinde und der Universalkirche. Dann aber kann er wertvoll sein und manchem, nicht nur dem Jugendlichen, neue Zugänge eröffnen und gute Grunderfahrungen vermitteln.

„Ohne festliche Elemente gibt es keinen Gottesdienst“

HK: Die nachkonziliare Gottesdienstreform bedeutete einen starken Einbruch in den kirchenmusikalischen Bereich. Sind wir durch den Durchschnittsgottesdienst nicht musikalisch ärmer geworden? Es gibt z. B. ein ziemlich verbreitetes Sterben von Chören...

Tewes: Es wäre schade, wenn es so wäre; und wenn es irgendwo so ist, wenn es so bliebe. Es ist ein Mißverständ-

nis, zu meinen, die Aufgabe des Chors im Gottesdienst habe sich mit der Neuordnung des Gottesdienstes erledigt. Im Gegenteil: Er ist in seiner eigenen Rolle im Gottesdienst erst jetzt richtig gewürdigt worden. Allerdings muß auch er sich einem Lernprozeß, wie wir alle, unterziehen und darf sich dem nicht verweigern. Er muß wissen, welchen Part er und welchen Part etwa die Gemeinde hat, den man ihr auch in einem festlichen Gottesdienst nicht vorenthalten darf. Das musikalische Element im Gottesdienst ist durch die Rolle des Kantors sogar erweitert worden. Es ist nur zu beklagen, daß von den vielfältigen Möglichkeiten allzu wenig Gebrauch gemacht wird. Der erste Schock, der manchen Chor bei der Liturgiereform getroffen hat, sollte längst vorüber sein. Gerade im deutschsprachigen Raum gibt es eine Fülle von bestem kirchenmusikalischem Gut, das auf eine Integration in den Gottesdienst wartet. Auch der lateinische polyphone Gesang darf nicht verschwinden. Sicherlich werden auch hier neue Kriterien wirksam werden. — Ein Abbau von Festlichkeit, die aus dem inneren Sinn der Eucharistie kommt, ist schlimm. Ich bedaure es auch, daß man z. B. nicht einmal an festlichen Tagen (Weihnachten, Ostern) mehr ein gesungenes Evangelium im Gottesdienst hört. Ich weiß, daß man das nicht immer tun kann. Aber die Präfation und das Vaterunser könnten doch wohl alle Sonntage gesungen werden. Das neue Einheitsgebetbuch mit seiner Fülle guter Lieder könnte wieder zu einer festlich singenden Gemeinde führen, nachdem die für den Gottesdienst heute nicht geeigneten Lieder nicht mehr aufgenommen wurden. Eine Kirche, die nicht singt und festlichen Gottesdienst nicht zu feiern versteht, ist eine glaubensmüde Kirche.

HK: Die Aversion gegen Feierlichkeit liegt im Zuge der Zeit. Sie scheint auch etwas mit der Verdrängung der vorwie der transrationalen Schichten im Menschen zu tun zu haben. Müßten wir in der Kirche nicht, wenn auch in einer mühsamen antizyklischen Bewegung, gerade in der Liturgie über das oben Gesagte hinaus den Sinn für Fest und Feier wieder neu erschließen?

Tewes: Ich bin ganz Ihrer Meinung. Die letzten Jahre waren in ihrem Grundwasser aufklärerisch. Sie hatten etwas von intellektueller oder gar intellektualistischer Kopflastigkeit. Natürlich lebt der Mensch mit und aus seinem Kopf. Aber er lebt ebenso, ja tiefer aus anderen Kräften. In dieser Ganzheit muß ihn auch sein Glaube und der Gottesdienst erreichen. Sonst formt er nicht. Sonst ist er nicht Nahrung. Sonst greift er nicht. Aber da ändert sich ja auch wieder einiges. Harvey Cox schwärmte in seinem Buch „Stadt ohne Gott“ von der säkularisierten Welt. Und nun schreibt er sein „Das Fest der Narren“. Das sind Zeichen. In Taizé, um das noch einmal nennen zu dürfen, trifft sich die Jugend aus den Nationen in diesem Jahr unter dem Motto: „Wir feiern das Fest.“ — Ohne festliche Elemente gibt es keinen Gottesdienst. Sie können und müssen natürlich je verschieden aussehen.

HK: Das kann wohl nur bedeuten, daß Festlichkeit 1. durch Stärkung der gesungenen Elemente (durch Priester, Kantor und Gemeinde), 2. durch eine mögliche Vielfalt von musikalischen Elementen je nach Ort und Eigenart des Gottesdienstbesuches vom polyphonen Gesang über die Gregorianik bis zur „Beatmesse“ erreicht wird . . .

Tewes: Gewiß. Wir haben eine lebendige Tradition verschiedener musikalischer Formen, die nicht obsolet geworden sind. Neben dem lateinischen Hochamt lassen sich gute Mischformen zwischen deutschen Gebets- und Verkündigungstexten und lateinischen Gesangselementen im Gottesdienst denken. Sie haben längst ihre Probe bestanden. Manche wenden freilich ein, das vertrage sich stilistisch nicht. Aber das ist, glaube ich, Purismus. Die verschiedenen Elemente vertragen sich durchaus, wenn sie aufeinander abgestimmt sind. Aber ich denke nicht nur an das Bestehende. Ich habe Hoffnung, daß auch Neues entsteht. Gute Anfänge haben wir bereits. Wir haben weder in der Sprache noch in der Musik zur gottesdienstlichen Festlichkeit des deutschen Wortes gefunden. Noch nicht. Die Zeit ist zu kurz.

„Die entscheidende participatio vollzieht sich dort, wo kein Wort mehr hingelangt“

HK: Wenn Festlichkeit nicht nur ein ergänzendes Element, sondern gleichsam ein konstitutives Prinzip des Gottesdienstes ist und Festlichkeit nur durch eine differenzierte Rollenverteilung innerhalb der Gemeinde verwirklicht werden kann, ist dann nicht eine Überprüfung der participatio actuosa fällig? Sie kann doch nicht bedeuten, daß der Gläubige nur teilnimmt, wenn er genau den Ritus mitvollzieht, und noch weniger, daß alle alles oder alle das Gleiche zu tun haben?

Tewes: Was Sie sagen, ist richtig. Die letzte und *entscheidende* participatio an der Feier der Eucharistie vollzieht sich ja dort, wo kein Wort mehr hingelangt, wo sie Teilnahme an der Hingabe Jesu Christi wird. Sie findet ihre Fortsetzung und den Ort der Verwirklichung, wo die Feier zu Ende ist und der Kirchenraum verlassen wird. — Die participatio im Gottesdienst hat viele Stufen. Sie setzt den Willen zum gemeinsamen Dienst vor Gott voraus. Grundlegende Elemente sind Akklamationen und Responsorien, Zeichen der Gemeinschaft, Zeichen der Zustimmung, die den inneren Vollzug voraussetzen und diesen zum Ausdruck bringen. Dazu gehört das „Amen“ am Schluß des eucharistischen Hochgebetes. Diese participatio steht der Gemeinde auf jeden Fall zu. Sie darf eigentlich in keinem Gottesdienst fehlen. Es gibt auch Formen der participatio, die weniger in aktivem und im vernehmlichen Tun als vielmehr im Hören und Schweigen bestehen. Vielleicht neigen wir dazu, den teilnehmenden Vollzug des Ritus als solchen schon als *die* participatio zu verstehen. Das wäre schlecht. Gemeinsames Hören, gemein-

sames Schweigen gehören ebenso dazu. Hier sind uns durch die Neuordnung des Gottesdienstes weite Möglichkeiten eröffnet. Wir müßten nur in ihrem Gebrauch erfinderischer sein.

HK: Eine Schlußfrage, Herr Weihbischof. Vermutlich wird man nach Abwägung aller Erfahrungen der letzten Jahre weniger dahin tendieren, die Gottesdienstreform noch einmal auszuweiten, sondern die neu eröffneten Räume besser zu nutzen. Die negativen Erfahrungen liegen im Ganzen — von den eingangs angedeuteten Teilproblemen abgesehen — weniger in der Untauglichkeit des gesamten Reformrahmens als in seiner unzulänglichen Nutzung. Welche Konsequenzen ziehen wir daraus für den Gottesdienst selbst, für die Schulung der Gläubigen und für die theologische Vorbereitung der Liturgien?

Tewes: Mir scheint folgendes wichtig: Wir sind alle auf einem gemeinsamen Weg. Niemand ist bei dieser hinter uns liegenden, erst kurzen Wegstrecke *nur* Lehrmeister und niemand *nur* Schüler. Wir machen im Rahmen des Vorgegebenen unsere gemeinsamen Erfahrungen. Die Neuordnung des Gottesdienstes ist bis auf wenig abgeschlossen. Soeben erst ist der neue Ordo poenitentiae, das umfassende Dokument über Buße und Bußsakrament, veröffentlicht worden. Im deutschen Sprachgebiet stehen noch einige wichtige Verdeutschungen aus, z. B. das endgültige neue Missale. Das sind aber nicht die eigentlichen Probleme, so wichtig es gerade im Bereich des Gottesdienstes für den Menschen, und hier auch für den Geistlichen, ist, mit einem Abschluß rechnen zu können. Denn was in den neuen Dokumenten zur Liturgiereform niedergelegt ist, ist nicht allein die Darstellung der Riten und ihre Beschreibung, sondern zuerst und vor allem eine pastoral-seelsorgerliche Darstellung der Sache selbst mit vielen neuen Aspekten und Akzenten, die das „Endprodukt“ theologischer Neubesinnung darstellen. Ich erinnere zum Beispiel nur an den neuen Taufritus, an die sehr umfangreiche und wichtige Darstellung der Krankenpastoral in der Neuordnung der Krankensalbung, an die Kinderpastoral in dem Dokument über die Kindermesse. Man könnte noch mehr nennen. Und hier liegen für die kommende Zeit die wichtigen und eigentlichen Probleme. *Der zweite Schritt, die Verarbeitung*, der den ersten immer schon hätte begleiten müssen, ist die große Aufgabe. Sie lohnt. Wenn er gelingt — und Gott gebe es! — wird sich der Segen des II. Vatikanum und seine providentielle Bedeutung erst noch in vollem Umfang verdeutlichen . . .

HK: Aber die Verarbeitung wird den Gemeinden und natürlich den Geistlichen und ihrer Ausbildung noch sehr viel mehr abverlangen . . .

Tewes: Sicher kommt es sehr viel auf die Geistlichen an. Gottesdienst und Liturgie sind keine isolierten Vorgänge. Sie leben aus der Atmosphäre einer Gemeinde, in der man sich gegenseitig mag, wo Herzlichkeit und Freude herr-

schen. Dann schließt sich recht gefeierter Gottesdienst ohne „Schulung“ von selbst auf. — Die Spiritualität, der Studiengang der Priesteramtskandidaten, die Fort- und Weiterbildung der Geistlichen: alles das geht nicht mehr ohne die Verarbeitung dessen, was in diesen Dokumenten vorliegt, was für die Pastoral und das gesamte Leben unserer Gemeinden fruchtbar werden soll und muß. Von der sachgerechten Information über die glaubenaufschließende

Verkündigung bis zur Mystagogie ist der Diener des Wortes gefordert und ebenso der Glaube der Gemeinde. Alle Bausteine liegen bereit. Sie sind zum guten Teil sogar numeriert. Die glaubende und liebende Phantasie kann daraus einen Bau errichten, der je andere Gestalt hat. In allen würde Freude herrschen und Hoffnung. In dem Sinne müssen wir weitermachen — oder besser: Fangen wir an!

Dokumentation

Gemeinden von heute, Gemeinden von morgen

Ein Fastenhirtenbrief von Bischof Wilhelm Kempf

Unter diesem Motto steht der diesjährige Fastenhirtenbrief des Bischofs von Limburg Wilhelm Kempf. Er ist jenseits billiger Klagen über die Widerwärtigkeit des Zeitgeistes um nüchterne Bestandsaufnahme bemüht und versucht Wege zu zeigen, die die Kirchen am Ort zu neuer Offenheit und zu mehr Vertrauen in ihrem Aufstieg führen können. Wir veröffentlichen unter Weglassung der Anfangs- und Schlußpassagen den Hirtenbrief im Wortlaut.

... Ich möchte die bevorstehende Bußzeit zum Anlaß nehmen, um mit Ihnen über die Situation der *Gemeinden von heute* nachzudenken und zu prüfen, ob sie *Gemeinden für morgen* sind oder wie sie es werden können. Ich habe dazu keine fertigen Antworten. Darum bitte ich Sie, in den Gemeinden über die hier vorgelegten Gedanken zu sprechen. Das gemeinsame Suchen nach gangbaren Wegen für die Fortentwicklung unserer Gemeinden wird uns helfen, die Fragen der Osternacht bewußter zu hören und mit größerer Verantwortung und Hoffnung zu beantworten.

Erster Teil: Gemeinden von heute

1. Zur Situation der Gemeinden

Es ist kaum möglich, die Situation der heutigen Gemeinden mit wenigen Worten zutreffend darzustellen. Denn einmal ist die Situation der Gemeinden von Ort zu Ort je nach ihrer Geschichte und Zusammensetzung unterschiedlich. Zum anderen kann man nicht ohne weiteres von meßbaren Daten und Zahlen auf den inneren Zustand einer Gemeinde schließen; denn Zahlen spielen in Fragen des Glaubens nicht die entscheidende Rolle; sie machen uns aber oft auf tieferliegende Sachverhalte aufmerksam. Deshalb möchte ich im Blick auf das Bistum als ganzes einige Daten nennen und damit zu der Überlegung anregen, inwieweit die allgemeinen Feststellungen auch für die Situation Ihrer Gemeinde von Belang sind.

— In fast allen Gemeinden ist ein starker Rückgang des Gottesdienstbesuches zu beobachten. In den letzten zehn Jahren hat die Zahl der Gottesdienstbesucher um 21 % abgenommen.

— Stark rückläufig ist auch die Zahl der Beichten. Das gibt trotz des guten Besuches der Bußgottesdienste zu denken.

— Manche Brautpaare lassen sich nicht mehr kirchlich trauen. Eheprobleme und Ehescheidungen nehmen in den Gemeinden zu.

— In den letzten zehn Jahren haben durchschnittlich pro Jahr ca. 2000 Katholiken, das sind 0,2 % aller Katholiken, ihren Austritt aus der Kirche erklärt. Zwar ist diese Zahl nicht übermäßig hoch; sie darf uns aber nicht gleichgültig lassen.

— Die kirchlichen Vereine, die früher im Leben der Gemeinden oft eine wichtige Rolle spielten, haben — besonders in den Städten — heute an Bedeutung und Einfluß verloren.

— Die Zahl der kirchlichen Berufe nimmt zusehends ab. Von den 596 Diözesan- und Ordenspriestern im aktiven Dienst werden in den kommenden zehn Jahren aus Krankheits- oder Altersgründen jährlich etwa 10–15 aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Im gleichen Zeitraum sind nach vorsichtiger Schätzung jährlich höchstens fünf Neupriester zu erwarten. Amtsniederlegungen sind keine Seltenheit mehr. Aufgrund dieser Entwicklung können schon jetzt pro Jahr etwa zehn bis zwölf Stellen, auf denen bisher Geistliche tätig waren, nicht wieder mit Priestern besetzt werden. Eine zunehmende Zahl von Gemeinden wird in Zukunft nicht mehr mit einem eigenen Priester rechnen können. Größere Gemeinden werden ohne Kaplan auskommen müssen, was sich besonders in der Jugendarbeit ungünstig auswirken muß. Die ständigen Diakone leisten spürbare und dankenswerte Hilfe in der Seelsorge; ihre Zahl fällt aber angesichts dieser Situation noch nicht ins Gewicht.

Infolge der starken Überalterung und des Mangels an neuen Ordensberufen werden die *Ordensgemeinschaften* in den nächsten Jahren immer mehr Kindergärten, ambulante Krankenpflegestationen, Krankenhäuser und Altenheime aufgeben müssen.